Lob der Heimat

Wie der Evolutionsbiologe Axel Meyer am Bodensee den amerikanischen Traum lebt

VON URS WILLMANN

Foto: Markus Bühler/Lookat für DIE ZEIT

Axel Meyer

erforscht seit über zehn Jahren genetische Verwandtschaften im Tierreich – vor allem an Buntbarschen, Schildkröten oder an Seepferdchen. Auch andere Fragen der Evolutionsbiologie rollt der 41-Jährige auf: Wie entstehen Arten, was macht Arten aus? Er studierte und forschte 16 Jahre lang in den USA. Trotz eines Angebots aus Berkeley kehrte er 1997 zurück nach Deutschland. Heute lehrt der mit mehreren Preisen ausgezeichnete Forscher an der Universität Konstanz Zoologie und Evolutionsbiologie

Der Sommer kommt in Fahrt, die Sonne scheint ins Herz, und der Autoverkäufer ist nett. Ob man nicht statt eines neuen Volvo jenes Cabrio dort kaufen wolle? Gleicher Preis. Der Himmel über Long Island ist blau, sanft zerrt der Verkäufer am Hemd. Wer würde sich da nicht entscheiden wie Axel Meyer, damals in den USA? Aber vor vier Jahren ist Meyer nach Deutschland zurückgekehrt. Und jetzt hat er mit seinem Cabrio ein Problem, das er vielleicht nicht hätte, wenn er kein Evolutionsbiologe wäre.

Denn der Evolutionsbiologe hat es im Leben so schwer wie der Philosoph. Er kommt nicht aus dem Denken, Grübeln, Interpretieren heraus. Die Welt ist voller Signale. Teenager balzen, Rudelführer brüllen, Hunde balgen sich im Park. Wohin er auch tritt, was er auch sieht – jede Beobachtung wirft im Hirn des Forschers ein Programm an. Fingernägel, Fettpolster, Männchen machen – was hat sich im Laufe der Evolution nicht alles als vorteilhaft erwiesen! Jede Regung der Spezies Mensch, die Physiognomie, eine Sitzgruppe im Wohnzimmer und der Haarfestiger im Badezimmer erhalten besondere Bedeutung, wenn der Beobachter ein Evolutionsbiologe ist.

Wer rundherum die Gene plaudern hört, führt kein einfaches Gedankenleben. Insbesondere, wenn das Cabrio, das man aus Long Island nach Konstanz geschleppt hat, ein BMW ist. Erst hier hat Axel Meyer die ganze Macht der Symbole erkennen müssen. Der Autohändler auf Long Island hatte ihm nicht bloß einen Untersatz, sondern eine Signalrakete angedreht. Ein BMW-Cabriolet kann man drehen und wenden, so lange man will, es bleibt eine Aufschneiderkarosse, eine Botschaft ans Weib – wie das Horngewächs auf dem Elchkopf oder die bunten Schuppen der Barsche, die Meyer in seinem Labor erforscht. „Über das Auto müssen Sie ja nicht schreiben", sagt der Forscher zum Journalisten. Seit Jahren untersucht Meyer Evolutionsmechanismen anhand der genetischen Stammbäume von Buntbarschen. Am Beispiel dieser Meister der Anpassung konnte er zeigen, wie sich kaum verwandte Fische in gleichen ökologischen Nischen immer ähnlicher werden. Umgekehrt stieß er auf einstige Brüder und Schwestern, die sich in wenigen hundert Jahren so weit auseinander lebten, dass einzig die DNA-Analyse die Blutsnähe noch entschlüsseln kann.

Mehr Freiheit, besseres Futter

Wie soll einer, der Tag für Tag evolutionären Meisterleistungen wie dem doppelten Kiefer des Buntbarsches *Cichlasoma citrinellum* hinterherforscht, der über schwangere Seepferdchenmännchen publiziert und der sogar beim Flirt an der Bar von Gedanken über die Damenwahl in der nicaraguanischen Unterwasserwelt gestreift wird – wie soll ein solch passionierter Beobachter abschalten können, wenn er feststellt, dass er unbedacht falsche Signale an die Außenwelt sendet? In Sachen Fortbewegungsmittel möchte Meyer nämlich lieber Gleichgültigkeit signalisieren. „Schreiben Sie wenigstens, dass das Cabrio eine Beule hat", sagt er, als er bemerkt, dass auch des Journalisten Gedanken noch immer das Auto umkreisen. „Und schmutzig ist es auch."

Weil das Zusammenspiel des Individuums mit seiner Umgebung ihn nie loslässt, gehört er zu jenen Menschen, in deren Kopf ein ständiges Gezerre ist. So hatte ihn ein Artikel in der *ZEIT* gestört, in dem die Hochschulszene der USA in allzu rosa Farben gezeichnet wurde. Der Professor für Evolutionsbiologie in Konstanz verlangte Differenzierung. Es gebe Gründe, warum es gut sei, in Deutschland zu lehren und zu forschen. Immer würden nämlich die hiesigen Normal-Unis mit den amerikanischen Spitzenanstalten verglichen. Meyer, der schon als 22-Jähriger in die USA zog, in Berkeley und Harvard studierte, mit 33 in New York als Professor fest angestellt wurde, dann aber dem Ruf in die Heimat folgte, um die Nachfolge des berühmten Hubert Markl zu übernehmen, dieser Meyer versprach zu erklären, warum sich die Rückkehr lohnen könne.

Nur: Setzt man sich mit ihm zusammen, hat in der Zwischenzeit der Physiker Wolfgang Ketterle den Nobelpreis eingesackt, schon wieder ein in die USA ausgewanderter Deutscher, wie so oft in den vergangenen Jahren. Meyer kann das erklären. Es liegt am Klima, am Umfeld, an vielen Dingen: Die Kommunikation zwischen den Forschern funktioniere besser, weil sich in den USA zum Beispiel mehrere Gruppen ein Elektronenmikroskop teilen müssten. Man läuft sich über den Weg, ist „extrem motiviert", besucht gegenseitig die Vorträge, „lebt" im Labor. Die Begeisterung sei groß, Querdenken erwünscht, Exzentrik akzeptiert. Die Verwaltungswege sind kürzer, „Reiseanträge: gibt es nicht. Urlaubsscheine: gibt es nicht." Als er nach Deutschland zurückkam (und als Beamter eingestellt wurde!), wusste er nicht, wie man Formulare ausfüllt. Jetzt muss er sogar Formulare ausfüllen, wenn in seinem Institut ein Papierkorb fehlt.

Also was, um Himmels willen, zog ihn dann nach Deutschland? Schließlich bekam er zur selben Zeit auch in Berkeley eine Professur angetragen. Aber das Angebot, an „einer der besten deutschen Universitäten zu forschen", sagt der Evolutionsbiologe, sei attraktiver gewesen. In Konstanz erbte er das Institut einer Koryphäe und bekam trotzdem freie Hand. „Ich lebe den *American dream* hier." Berkeley hat zwar einen Weltruf, nie aber hätte er dort so viele Mitarbeiter bezahlen können. Dass 30 Forscher aus Brasilien, Italien, Mexiko, Kanada, Indien, Deutschland, Spanien und den USA an den Bodensee gezogen sind, um mit ihm arbeiten zu können, mehrt nicht nur seinen Stolz. Es garantiere auch, dass es „bei den Partys interessantere Gerichte" zu futtern gibt.

Hier bekommt er langfristigere und riskantere Forschungsprojekte bewilligt. Wer in den USA zwei Jahre nicht publiziert, dessen Geldquellen versiegen. In Konstanz dagegen, sagt er, „könnte ich theoretisch Orchideen züchten und bekäme weiterhin mein Geld". Natürlich genießt der mehrfach ausgezeichnete Biologe eine Luxusprofessur, die nicht unbedingt typisch ist für hiesige Verhältnisse. Doch das Beispiel zeigt, dass die viel gescholtene deutsche Universitätslandschaft so schlecht nicht sein kann. Und vergleicht man, nur mal so zum Spaß, Meyers Ausstattung mit jener der universitären Holzklasse in den USA, wo viele Durchschnittsprofessoren gerade mal Tisch und Regal bekommen, sieht das Fazit für Deutschland in der Tat nicht übel aus.

Trotzdem kommt Meyers Arbeitsspeicher nicht zur Ruhe. In der Zwischenzeit lockt nämlich auch eine Professur in Hamburg. Und so wälzt der 41-Jährige, während er die Aquarien mit den Zebrafischen im Keller seines Instituts abschreitet, in seinem Schädel Argumente für und wider. Noch kennt er nicht das letzte Angebot aus dem Norden. Aber Hamburg ist immerhin eine Metropole. Hafen statt Bodensee. Die Stadt würde besser zu ihm, dem Norddeutschen, passen. Sie ist internationaler, weltoffener, es gibt Sushi. Nicht zu vergessen: Hillary, die andere Hälfte seiner zweiköpfigen Familie. Ob die Labrador-Berner-Sennenhund-Mischung mit ins Hamburger Labor dürfte, hat er noch gar nicht thematisiert. In Konstanz gehört Hillary zur Büroaustattung wie die Bilderreihe an der Wand: weltberühmte Evolutionsbiologen mit ihren Hunden.

Einige Wochen später ist Meyer mit der Entscheidungsfindung noch keinen Schritt weiter. Der Journalist versucht zu helfen: In der Cabrio-Stadt Hamburg würde das Cabrio nicht auffallen. Höchstens wegen der Beule. Und wegen des Drecks. „Ach, wissen Sie", sagt Meyer, „das Cabrio habe ich verkauft. Darüber können Sie nicht mehr schreiben." Aber weil er, in der Eulenspiegelstadt Mölln geboren, ein ehrlicher Schelm ist, hört man sogar am Telefon, dass das geflunkert ist.